...ger Kreisblatt

...immer
...ossen
...Stärke B
...besteigt
...Mäßer Stärke-

...ie Faupel

...er Käse

...haben.
...cke

...KAFFEE
...SCHÄFT
...n bester
...reisen:
...Schoko-
...schungs-
...g-
...fa.

...Immer höher ging der Flug. Brandis richtete sich auf und blickte durch das Fenster der Vorderwand auf die Instrumente. Auf einen Notizblock schrieb er die Angabe des Höhenmessers: „1200 Meter." Den Notizblock reichte er ihr hinüber. Sie sah ihn an und nickte dankend mit dem Kopf. Dann wandte sie den Kopf wieder nach draußen, zum Fenster hinaus.

Wilhelm Brandis zerbrach sich den Kopf. Ihre prachtvolle Erscheinung, die anmutige Fraulichkeit, ihre natürliche Vornehmheit und Freundlichkeit entzückten ihn in dem Maße, wie ihn ihre Zurückhaltung und die Unmöglichkeit einer Unterhaltung zur Verzweiflung brachten. Was konnte er nur noch tun? Was wollte er ihr denn noch alles aufschreiben, wo unten nichts zu sehen war als Wolken, Wolken, Wolken? Und er wollte sich doch nicht lächerlich machen, er war doch kein Schuljunge mehr! In diesem Augenblick zuckte durch sein Hirn ein Gedanke. Bist du denn nicht, Brandis, dachte er, Zeichner vor Amt und Ruf? Was aber, zum Henker, ist diese Kunst schon wert, wenn sie dich hier in entscheidenden Augenblicken schmählichst im Stiche läßt? War es nicht von jeher die Kunst, die den Menschen das Tiefste offenbarte und nahebrachte?

Er nahm ein großes Blatt Papier und begann mit kräftigen, sicheren Strichen zu zeichnen. Er zeichnete das Meer der Wolken bis in den Horizont verschwimmend und sich dort mit dem Gewölbe des Himmels verbindend, das, eine unendliche Kuppel mit der Sonnenlampe, darübergestülpt war. Und dazwischen, in diesen leeren, unendlichen Raum hinein, zeichnete er die drei Menschlein so, wie sie dasaßen, in derselben Sitzstellung, mit demselben Gesichtsausdruck, mit derselben Kopfhaltung, aber ohne alles Beiwerk, ohne das Flugzeug, ohne das Fauteuil, einfach die drei Menschen, freischwebend zwischen Himmel und Wolken. Der Pilot vor ihnen blickte unverwandt mit steifem Kopf geradeaus, das junge Mädchen blickte seitlich auf die Wolken hinab, und er selber sah die Abgewandte groß und gequält an. Im Verein mit der völligen Naturtreue der dargestellten Menschen, besonders ihrer äußeren Haltung, wirkten ihre Bodenlosigkeit und Haltlosigkeit ebenso erheiternd wie erschreckend, und ihre offensichtliche Beziehungslosigkeit und Fremdheit erschienen inmitten der Einsamkeit und Unendlichkeit des Universums geradezu unmenschlich und widernatürlich.

Wilhelm Brandis besah sein Werk mit großer Befriedigung und schrieb dann mit deutlichen Buchstaben darunter: Die Situation. So reichte er es ihr, nicht ohne heftige Erregung, hinüber. Sie sah es, mit geneigtem Kopf, sehr lange und sehr aufmerksam an, und Wilhelm Brandis gewahrte von der Seite, wie ihre Wangen sich langsam röteten. Und als sie ihren Kopf zu ihm aufhob, sagten ihre tiefen, großen Augen, daß sie ihn verstand. Daß sie ihn gern, daß sie ihn tausendmal verstand.

Ingrimmig donnerte der Propeller in ihre Seligkeit.

Aus alten deutschen Büchern

Schimpf und Ernst

Von Bruder Johannes Pauli.

So um die Zeitwende der Reformation hatten die Menschen ein großes Bedürfnis nach Unterhaltung. Damals kamen jene Sammlungen von kurzen Geschichten auf, ähnlich unseren Anekdotensammlungen und Witzbüchern. Bei jenen Geschichtchen kam es aber nicht wie bei unseren heutigen nur auf den witzigen Einfall an, der belustigte, sondern die Geschichte sollte auch eine Lebensweisheit enthalten. Eine der bekanntesten Sammlungen solcher Art war „Schimpf und Ernst", d. h. Scherz und Ernst, des Franziskanerbruders Johannes Pauli, geb. 1455 in Feddersheim, gestorben in Thann im Elsaß nach 1530. Seit 1522 erschien sein Büchlein mit immer neuen Folgen. Es fand reißenden Absatz. Wir bringen hier einige seiner besten Erzählungen.

Von der Wahrheit.

Da war ein Abenteurer, ein Gaukelmann, der saß an einem Abend spät vor eines Bauern Haus auf einem Block. Als der Bauer vom Feld kam, sprach er zu ihm: „Guter Gesell, was sitzest du da? Warum gehst du nicht in ein Haus, damit du nicht unter dem Himmel die Nacht sitzen mußt?" — Er sprach: „Lieber guter Freund, ich habe eine Gewohnheit an mir. Ich bin durch das ganze Dorf gegangen, und niemand will mich beherbergen. Ich möchte gern die Nacht hierbleiben, morgen wird es vielleicht besser." — Der Bauer sprach: „Guter Gesell, was ist das für eine Gewohnheit?" — Er sprach: „Ich sage jedermann die Wahrheit, darum will mich niemand beherbergen." — Der Bauer sprach: „Das ist eine gute Gewohnheit! Komm' zu mir herein; du bist mir ein werter Gast, du sollst es so gut haben wie ich!" Der Gesell ging mit dem Bauern in das Haus, und der Hauswirt sprach: „Greta, Hausfrau! back Küchlein und Schnitten, ich habe einen Gast bekommen! Wie sie nun aßen und also bei dem Feuer saßen, wie man in den Dörflein tut, da nahm der gute Gesell alles wahr, wie man haushielt, und es war niemand in dem Haus als der Bauer, der hatte ein Blätzlein vor dem Aug' hangen, und seine Hausfrau Greta hatte nur ein Auge, und eine Katze, der troff' ein Auge. Als man in dem besten Essen war, da sprach der Bauer: „Lieber guter Gesell! Du sprichst, du sagst allweg die Wahrheit, sage mir auch eine Wahrheit." Der Gesell sprach: „Ach lieber Hauswirt, Ihr werdet zornig und böse über mich!" Der Bauer sprach: „Nein!" Der gute Gesell sprach: „Du und deine Frau und deine Katz' haben alle nicht mehr denn drei Augen!" Da der Bauer das hörte, was doch die Wahrheit war, erwischte er eine Ofengabel und jagte den guten Gesellen zum Hause hinaus.

Von Roßtäuschern und Betrügern.

Es geschah ungefähr um das Jahr 1506, da ritt ein Kaufmann gen Frankfurt auf die Messe, dabei fiel ihm der Mantelsack vom Saitel; darin waren achthundert Gulden. Ein Zimermann ging des Weges, fand diesen Mantelsack und trug ihn nach Hause, dort öffnete er ihn und sah, was darin war. Am Sonntag darauf verkündete der Kirchner in dem Dorf, worin der Zimmermann wohnte, von der Kanzel, es seien achthundert Gulden verloren worden, und wer sie gefunden habe, dem wolle man hundert Gulden schenken, wenn er sie wiederbrächte. Der Zimmermann war gerade nicht in der Kirche gewesen; als er aber bei Tische saß, erzählte seine Hausfrau, es seien achthundert Gulden verloren worden, und wer sie wiederbrächte, der solle hundert Gulden haben. „Ach", sprach sie, „hätten wir den Sack gefunden, daß uns die hundert Gulden würden!" Der Mann sprach: „Frau, geh' hinauf in unsere Kammer: unter der Bank bei dem Tisch an dem Absatz der Mauer liegt ein lederner Sack den bring' herab. Die Frau tat, wie ihr befohlen war, und brachte den Sack herab; der Mann öffnete ihn, da waren die achthundert Gulden darin, wie der Priester verkündet hatte. Der Zimmermann ging zu dem Priester und fragte, ob es so wäre, daß man dem hundert Gulden geben wolle, der den Sack wiederbrächte. Der Priester sprach: „Ja!" Da sprach der Zimmermann: „So heißt den Kaufmann kommen, das Geld ist da!" Der Kaufmann war froh und kam, und nachdem er das Geld gezählt hatte, warf er dem Zimmermann fünf Gulden hin und sprach zu ihm: „Die fünf Gulden schenk' ich dir! Du hast dir schon selber gelohnt und vorher hundert Gulden genommen, denn es sind neunhundert Gulden gewesen!" Der Zimmermann sprach: „Mir nicht also! Ich habe weder einen Gulden noch hundert genommen, ich bin ein redlicher Mann!" Das Geld ward bei dem Gericht hinterlegt, und die zwei gingen miteinander vor dem Richter. Nach manchem Gerichtstag ward ein Tag unberaumt für das Urteil, und viele fremde Leute kamen dahin und wollten den Ausspruch hören. Man fragte den Kaufmann, ob er einen Eid schwören könne, daß er neunhundert Gulden verloren habe? Der Kaufmann sprach: „Ja." Da sprach der Richter: „So hebe die Hand auf und schwöre!" Der Kaufmann schwur. Danach fragte der Richter den Zimmermann, ob er einen Eid schwören könne, daß er nicht mehr als achthundert Gulden gefunden hätte? Der Zimmermann sprach: „Ja", und schwur einen Eid. Da erkannten die Urteilsprecher, daß sie beide geschworen hätten, und der Kaufmann solle einen suchen, der neunhundert Gulden hatte, denn der Sack ware nicht sein, er habe nicht die rechten Wahrzeichen gesagt. Der arme Zimmermann aber solle das Geld gebrauchen, bis einer käme, der achthundert Gulden verloren hätte. — Dieses Urteil lobte jedermann, und es ist auch zu loben, denn Untreue schlug den eigenen Herrn, und es wurde das Sprichwort wahr: Wer zuviel will, dem wird zu wenig.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 44 | **31. Mai 1933** | **7. Jahrgang**

Rose von Flandern

Die Geschichte einer Liebe / Von Hellmut Kayser

Vertrieb: Romanverlag K. & H. Greiser, G. m. b. H., Rastatt

18. Fortsetzung

„Was . . was . . hat das zu bedeuten, Herr Trenk?"

„Eine Frage, Herr Konsul, wenn jetzt Ihre Frau stürbe, wer würde dann Ihr Universalerbe sein?"

„Mein Vetter, der Rechtsanwalt in Stettin!"

„Ja, und Ihr Vetter, den ich für einen sehr ehrenhaften Mann halte, der hat zwei Kinder . . und ich behaupte nichts anderes, als daß diese beiden die Absicht haben, Ihre Frau kaltblütig zu beseitigen, damit ihnen das Millionenvermögen nicht entgeht!"

„Bitte, Herr Trenk, das ist doch ganz unmöglich! Das kann ja nicht sein! So schlecht kann doch ein junger Mensch nicht sein!"

„Um Geld, Herr Konsul, da geschieht noch Schlimmeres. Noch viel, viel Schlimmeres!"

Dicke Schweißtropfen standen auf der Stirn Arndts. In diesem Augenblick sah er um Jahre gealtert aus.

„Wollen Sie mich handeln lassen, Herr Konsul?"

Herbert Arndt nickte nur. Hans erhob sich.

„Sie werden das Geschwisterpaar morgen früh nicht mehr an der Kaffeetafel sehen! Gute Nacht, Herr Konsul!"

*

Der Morgen kam.

Bereits um 6 Uhr war Hans munter und fragte die Mamsell, ob das Geschwisterpaar schon munter sei.

Die Mamsell bejahte.

„Ja, sie wollen ausreiten, um zum Frühstück schon wieder da zu sein. Dort kommen sie schon!"

Richtig, es polterte die Treppen herunter und in der Diele des Schlosses erschienen die Geschwister und grüßten.

„Ich muß mit Ihnen und Ihrem Fräulein Schwester dringend einmal sprechen!" sagte Trenk ruhig.

Die beiden blickten ihn unruhig an.

„Muß das jetzt sein, Herr Trenk?"

„Ja, unbedingt! Bitte, kommen Sie doch mit in den Salon! Wir können uns da in Ruhe aussprechen!"

Die Geschwister liefen vor ihm, Hans folgte, gab aber Jochen ein Zeichen. Der verstand ihn.

Im Salon angekommen, sagte Hans: „Bitte, wir wollen doch Platz nehmen! Wir haben nicht viel Zeit, denn in einer Dreiviertelstunde geht Ihr Zug!"

„Was soll das heißen, Herr Trenk?" fuhr Rolf auf.

„Etwas sehr Wichtiges und Trauriges! Fräulein Arndt, Sie haben ja Frau Rose mit sehr viel Sorgfalt behandelt, aber sagen Sie mal, warum haben Sie in den Tee immer das Arsen getan?"

Die Geschwister wurden totenbleich.

Dann sprang Lena wütend auf und trat mit geballten Fäusten auf Trenk zu.

„Was . . was fällt Ihnen ein! Das ist eine Gemeinheit! Ich werde sofort mit Onkel sprechen!"

„Geben Sie sich keine Mühe! Ich habe den Rest der letzten Teetasse untersuchen lassen, und dabei wurde die Feststellung gemacht, daß Arsen, eine ganz hübsche Dosis Arsen, darin ist. Wer soll sie verabreicht haben? Die Mamsell? Die hat kein Interesse daran. Sie haben den Tee in liebevoller Weise immer serviert, und dabei geschah es, denn Sie und Ihr Bruder mußten die Frau fort haben, wenn Sie einmal Universalerben werden wollten! Das Exempel ist ja so einfach! Leugnen Sie noch immer?"

Rolf griff ein.

„Herr . . . das ist das Lächerlichste, was es je gegeben hat! Wir . . . wir Giftmischer . . . es ist doch zum Tollwerden, ich will sofort zu unserem Onkel und ihm das wahnwitzige Ihrer Behauptung mitteilen!"

Er erhob sich, aber Hans Trenk sagte ruhig:

„Es tut mir leid, aber jetzt werden Sie das Zimmer nicht verlassen! Vorläufig nicht!"

„Wer will mich daran hindern?"

„Ich, Herr Arndt!"

Damit trat er zur Tür und schloß sie ab.

Rolf stand schwer atmend und sah auf die zitternde totenblasse Schwester.

„Das ist eine Hundsgemeinheit. Sie werden sie büßen! Ich werde meinem Vater sofort telegraphieren!"

„Das steht Ihnen dann alles frei, auf jeden Fall müssen Sie sich jetzt ein wenig gedulden!"

Kurz darauf klopfte es an die Tür.

Hans ging öffnen. Jochen stand draußen und reichte ihm eine kleine Schachtel.

„Das kann sie sein, Hans!"

„Ich danke Dir, Jochen! Halte den Wagen bereit!"

Jochen ging und Hans trat zu dem Geschwisterpaar. „Ich habe mir die Freiheit genommen, in der Zwischenzeit bei Ihnen eine kleine Haussuchung vornehmen zu lassen."

Die Geschwister sprangen entsetzt auf.

Rolf stotterte vor Wut entrüstete Worte.

„Ganz ruhig meine Herrschaften! Wollen Sie mir sagen, was diese Schachtel enthält?"

Als die Geschwister die Schachtel sahen, sanken sie förmlich zusammen. Lena faßte sich zuerst.

„Das . . das ist mein Migränepulver!"

„Ich nehme an, es ist Arsen!" entgegnete Hans. „Wenn es aber tatsächlich Migränepulver ist, dann wird es Ihnen ja nichts ausmachen, wenn Sie davon ein wenig einnehmen. Augenblick, ich besorge mir von der Mamsell ein paar Gläser mit Wasser, und dann trinken Sie jeder eins davon!"

Er lief zur Tür.

„Mamsell . . . . zwei Glas Wasser und einen Löffel!"

Kopfschüttelnd kam die Mamsell dem Auftrag nach. Die Gläser standen auf dem Tisch.

Hans tat in jedes etwa ein viertel Eßlöffel voll und rührte den Inhalt der Gläser um.

„Bitte wollen Sie trinken!"

Die Geschwister sahen sich entsetzt an. Sie waren totenbleich. Rolf zitterte.

„Trinken Sie!" sagte Hans hart.

„Nein!" schrie da Lena auf. „Ich trinke nicht! Ich lasse mich nicht zwingen!"

„Gut!" sagte Hans, in dem die Empörung nur so zitterte. „Gut, auch das ist ein Geständnis. Also hören Sie gut zu. Hier, der Bogen, der enthält ein Geständnis! Unterschreiben Sie es, dann ist es gut und Sie werden unangefochten nach Hause reisen. Ich lege es in die Hand des Herrn Konsul und wie ich ihn kenne, wird er Sie schonen. Im anderen Falle wird sich der Landjäger Ihrer annehmen. Dann gibt es keine Rücksicht."

Die Geschwister lasen die Zeilen.

Sie weigerten sich.

„Gut, dann gibt es für mich nur einen Weg."

Lange kämpften die beiden mit sich, dann . . . um des elenden Lebens willen . . . dann unterschrieben sie.

„So! Die Mamsell kann Ihnen beim Packen helfen! Jochen bringt Sie zur Bahn! Wir sind fertig miteinander! Richten wird Sie ein anderer!"

Das Geschwisterpaar wankte aus dem Zimmer.

Nach wenigen Minuten erschienen sie unten mit dem Gepäck. Jochen wartete auf sie und rasch ging es zur Bahn.

*

Hans begrüßte den Konsul und Rose bei der Kaffeetafel.

Gespannt sah ihn der Konsul an.

„Was . . was ist geschehen, Herr Trenk?"

„Rolf und Lena Arndt sind abgereist, Herr Konsul!" sagte Hans hart.

„So . . war es . . die Wahrheit!" stöhnte der Konsul.

„Ja! Sie haben Ihnen etwas zurückgelassen, Herr Konsul! Ich habe ihnen zugesichert, daß . . . Sie nichts unternehmen werden!"

Herbert Arndt wollte das Schriftstück lesen. Aber die Buchstaben flatterten ihm vor den Augen.

Da ergriff Frau Rose ruhig, ernst das Schriftstück und las es laut vor.

Der Konsul war in dem Augenblick ganz gebrochen.

„Morden . . wollten . . sie Dich . . . Rose!"

Rose atmete schwer, da sagte sie innig zu dem Gatten: „Still, sie waren verblendet . . . wir wollen es vergessen, Herbert! Jetzt wird es schöner um uns werden! Und danken müssen wir unserem lieben Hans! Wir danken ihm ja soviel, so unendlich viel!"

Sie reichte dem Freunde der Kindheit ihre Hand und sagte weich: „Hans, Sie lieber treuer Hans . . . . wie sehr sind wir in Ihrer Schuld! Die ist nicht abzutragen, noch soviel Geld könnte sie nicht auslöschen."

„Ja!" stimmte der Konsul zu. „Wir sind in Ihrer Schuld . . . . lieber Herr Trenk . . . . halten Sie uns Ihre Freundschaft . . . . heute spüre ich so recht, wie notwendig man Sie braucht."

„Herr Konsul, ich denke die unsichtbare Schicksalshand hat mein Auge gelenkt. Vergessen Sie es! Aber . . . ich habe noch eine selbständige Handlung getan. Ich habe Ihren Vetter telegraphisch ersucht, daß er sofort hierher kommt!"

„Meinem Vetter . . soll ich's sagen?"

„Sie müssen es! Und eins müssen Sie auch tun! Sie müssen Ihr Testament machen. Viele glückliche Jahre sollen Sie noch finden. Ich wünsche Sie Ihnen von Herzen aber erst, wenn das Geschwisterpaar weiß, daß sie nie mehr etwas zu hoffen haben, dann . . . haben Sie Ruhe!"

„Ich kann Udo den Schmerz nicht antun!" stöhnte der Konsul.

„Es muß sein, so bitter es auch ist! Er muß die furchtbare Wahrheit wissen."

*

Jochen kam zurück.

Er suchte sofort Hans auf, der in seinem Zimmer war.

„Alles in Ordnung?"

„Ja! Das heißt, den Zug haben sie nicht mehr erwischt! Aber, sie sind fort! Pfui Teibel . . solche Menschen. Du, ich hätte sie am liebsten unterwegs zu Schanden gefahren, so eine Wut hatte ich im Leibe! Was hat denn unser Herr dazu jesagt?"

„Der Konsul ist ganz gebrochen! Ich verstehe es auch! Es ist entsetzlich, so eine Erkenntnis! Aber nun ist alles gut, jetzt wird Sonne auf Bergfelde sein!"

Jochen fuhr den Wagen in die Garage.

Dann betrat er das Inspektorhaus, wo Onkel Otto mit Lieschen beim Morgenfrühstück saßen.

Onkel Otto liebte ein kräftiges Frühstück am Morgen. Er sagte, das brauche er. Von Semmeln und sowas wollte er nichts wissen. Schinken mit Brot! das war ihm das Liebste. Im Jahre schlachtete er drei Schweine für sich und da war die Vorratskammer immer sehr gefüllt.

„Morgen, Jochen! Kommen Sie man mitessen! Der Schinken ist heute ganz besonders gut!"

„Appetit habe ich, Onkel Otto!"

Er setzte sich an den Tisch und blinzelte Lieschen lustig an.

„Waren schon zur Bahn, Jochen! Die jungen Leute sind abgereist!"

„Jawoll . . . . und Gott sei Dank!"

„Was ist denn passiert, Jochen?" fragte Onkel Otto neugierig.

„Doch . . . na . . . was soll denn passiert sein? Sie sind eben abgereist!"

„Nee, mein guter Jochen! Das erzähl'n Sie 'en andern! Ich hab' die beiden doch gesehen, die sahen ja wie ein Leichentuch aus! Da ist was passiert, ganz gewiß!"

„Na, ja . . das schon . . aber reden wir nich' drüber!"

„Es ist wohl, Jochen, weil . . . weil das Mädel dem Herrn immer die schönen Augen gemacht hat?"

„Na ja, ich will es nur sagen! Das ist es! Der Hans der hat sie sich vorgeknöppt und hat ihnen Bescheid jestoßen und denn hat er jesagt . . . . um 6.45 Uhr . . fährt der Zug. Uff Wiedersehen in eene andre Welt! Grüßen Sie Stettin!"

Onkel Otto schlug vor Begeisterung auf den Tisch.

„Dunnerkiel, das hat der Trenk gemacht? Das is'n Kerl, Lieschen, was? Das is'n Kerl! Hahaha, großartig, knöppt sich die beiden vor . . . marsch ab . . . grüßen Sie Stettin! Hahaha! Der versteht's! Na, ich denk', der Herr wird mit dem Trenk zufrieden sein!"

„Is er ooch! Der Hans, det is seine rechte Hand! Ick hab's ja immer jewußt, damals wo es uns beede so schlecht ging, der Hans kann alles! Was denken Sie, Onkel Otto, der Hans war jetzt in Rickendorf, da hat er den Generaldirektor und zwee Direktoren rausgepfeffert! Da wackelt die Wand!"

„Bravo! Die haben wohl zuviel Gehalt gehabt?"

„Ja, det ooch, nee, die haben det Jeschäft anjepumpt und anjepumpt . . Neunzig Mille! Onkel Otto, det ist doch'n Jeld! Da hat er reene Wirtschaft jemacht."

*

Das Geschwisterpaar saß geduckt im Wartesaal des kleinen Bahnhofes. Sie hatten sich Kaffee bestellt.

Ein Zug fuhr ein und ein dicker, großer Mann trat ein.

Er grüßte und setzte sich an einen Tisch in der Nähe. Der Fremde fragte beiläufig, wie weit es bis Bergfelde sei.

Die Geschwister horchten auf.

Sie baten den Fremden an den Tisch und unterhielten sich.

Der Fremde entpuppte sich als der Generaldirektor a. D. Auerswald.

Sie spürten bald einer vom anderen, daß sie voll Haß gegen den Konsul und gegen diesen Hans Trenk waren.

Und nach und nach sprachen sie sich aus.

Nicht, daß die Geschwister von dem beabsichtigten Mord erzählten, nein, das taten sie nicht, aber es lag zwischen den Worten und der Mann ahnte etwas.

Eins war sicher, sie begegneten sich in ihrem Haß.

Lange tauschten sie sich aus. Rolf und Lena hetzten unaufhörlich, Hetzten den Generaldirektor in eine unbeschreibliche Wut. Drückten ihn förmlich auf einen Weg des Verbrechens.

Man unterhielt sich und machte sich aus, daß man sich in Berlin treffen wolle.

Dann fuhr der Zug ein.

*

Zwei Stunden später betrat der Generaldirektor a. D. Auerswald das Rittergut Bergfelde.

Hans weilte im Stalle, zusammen mit dem Inspektor und Jochen und hörte sich einen Vortrag über Rinderzucht an.

Der Hof war verlassen.

Auerswald sah sich um. Niemand war zu sehen.

Er trat ins Haus, stand in der Diele.

Kein Mensch da.

Er lief den Korridor entlang. Niemand zu sehen. Er überlegte und beschloß, in den ersten Stock zu steigen.

Oben stand er still und lauschte.

Er klinkte vorsichtig eine Tür auf.

Er sah den Konsul Arndt über einem Schreibtisch gebeugt.

Der Konsul hatte ihn nicht gehört. Regungslos stand der Mann, haßerfüllt betrachtete er den Arbeitenden. Seine Hände umkrallten den kleinen Damenrevolver, den ihm seine Frau vor die Füße geworfen hatte, in maßlosem Haß, daß er ein Ende machte.

Und dann . . . . . krachte ein Schuß.

Einen Augenblick stand der Mann wie gelähmt. Er sah, wie der Mann am Schreibtisch zusammenzuckte.

Dann horchte er auf.

Alles blieb still! Er faßte sich an den Kopf.

Gewiß, der Knall war kein sehr starker gewesen, der kleine Revolver arbeitete gedämpft, wie ein heftiger Schlag hatte es geklungen.

Da lief er was er konnte, die Treppe hinunter.

Stand an der Tür. Sah über den Hof, der genau so verlassen war wie vorhin und lief, lief die Straße entlang in der anderen Richtung.

Und kein Mensch sah ihn, denn alles war auf den Feldern.

Und das Haus war verlassen gewesen, bis auf die Mamsell, und die hörte schwer.

Frau Rose aber hatte einen Spaziergang gemacht.

*

Hans war es, der ihn wenige Minuten später entdeckte, als der Mörder schon im schützenden Walde verschwunden war.

Er suchte den Konsul auf, um ihn zu fragen, was es zu tun gäbe, ob er nach Berlin zurückkehren solle.

Als er ins Zimmer trat, da starrte er auf die zusammengesunkene Gestalt und schrie auf vor Entsetzen, denn er sah, wie das rote Blut aus der Schulter lief.

Er lief auf den Korridor hinaus und schrie laut.

So laut, daß es die Mamsell hörte und angestürzt kam.

In den nächsten Augenblicken war Jochen mit Onkel Otto da. Entsetzt sahen sie das Unaeheuerliche.

(Fortsetzung folgt)

Eroberung des Herzens

Skizze von Werner Oellers-Wegberg

Im Flughafenrestaurant wimmelte es von Menschen. Vier Flugzeuge sollten um diese Zeit starten. So wollte es der Fahrplan. Vier Flugzeuge kamen und kamen nicht. — Eine schwere, dicke Wolkendecke hing über der Erde, grau in grau. Ab und zu krachten Böllerschüsse, Raketen für die suchenden Piloten. Ungeduldig, neugierig, erwartungsvoll standen die Leute an den großen Fenstern der Gaststätte. Nur wenige saßen noch an den Tischen. Unter ihnen waren ein junger Mann und ein junges Mädchen. Er um die Dreißig, sie um die Zwanzig. Beide weit auseinander in entgegengesetzten Ecken. Hin und wieder begegneten sich ihre Blicke. „Ein wirklich sympathisches Mädchen", dachte er. Besonders die großen, dunklen, rätselhaften Augen berührten ihn sehr. „Ein netter Mann", dachte sie. Besonders seine klaren, klugen, warmen Augen gefielen ihr.

Draußen brummte eine Maschine. Ein Propeller zerfetzte die Luft. „Die Fluggäste nach Frankfurt, bitte!" Die Fluggäste waren er und sie. Nur er und sie. Als sie die Sperre hinter sich hatten, sahen sie es. Sie erschraken fast, so überrascht waren sie. „Wie unangenehm!" dachte sie. — „Wie wundervoll!" dachte er. Ein wohliges, mächtiges Ziehen und Rauschen war plötzlich in ihm, wie er es lange, ach, wie lange nicht mehr gekostet.

Man hatte nicht länger mehr auf das planmäßige, große Flugzeug gewartet, sondern, da nur zwei Gäste zu befördern waren, eine kleine einmotorige Maschine eingesetzt. In dem engen Fluggastraum, von dem die einzige Tür unmittelbar ins Freie führte, stand nichts als ein Ledersessel für zwei Personen. Wenn man aufrecht stand, konnte man durch ein faustgroßes Fenster der Wand in die Führerkabine blicken, auf Hebel, Räder, Uhren, Instrumente.

Als sie beide, er und sie, in dicke Reisedecken gehüllt, nebeneinander Platz genommen hatten, zog er den Hut. „Sie werden es den besonderen Umständen zugute halten, gnädiges Fräulein", sagte er artig, „wenn ich mir gestatte, mich Ihnen vorzustellen: Wilhelm Brandis." — Sie sah ihn flüchtig an, ein wenig errötend, und antwortete leise: „Gerta Weber." Sonst sagte sie nichts.

Ehe Brandis, wie er es wollte, noch ein Wörtlein anbringen konnte, schwoll das Brummen des Propellers zu einem gewaltigen Donnern und Dröhnen, das jeden Laut, auch in der Passagierkabine, jählings verschlang. In weitausholender Spirale schraubten sie sich hoch. Ein paar Herzschläge lang war nichts rundumher als das dichte, dicke, den Augen undurchdringliche Grau von Wasserdampf, durch das der Propeller sie mit rasender Geschwindigkeit in die Höhe riß. Wenige Augenblicke nur. Dann fiel strahlend weißes Licht über sie, und unter ihnen dehnte sich, riesengroß, zerklüftet und zerspalten, bläulich vom Scheine der Sonne, bis ins Unendliche hinein das Meer dampfender Wolken, rundumher bis an den Horizont.